

Ein Bergkristall für Jang Zemin

Gelterkinden | Kurt Aeschbacher entlockte seinen Gästen persönliche und intime Anekdoten

Wenn «Aeschbi» Menschen befragt, wird es nie peinlich. Und die Zuhörenden erfahren Berührendes wie Lustiges aus dem Leben der prominenten Gäste. Dies war auch bei der dritten Durchführung der Gesprächsreihe «Aeschbacher z'mittsdrin» nicht anders.

Thomas Immoos

Schon eine Viertelstunde vor Türöffnung stand das Publikum Schlange am Eingang des Altersheims zum Eibach in Gelterkinden. Angesagt war der Talk des früheren Fernsehmoderators Kurt Aeschbacher mit prominenten Gästen. Zum dritten Mal befragte er im Innenhof des Altersheims 240 Personen hatten sich angemeldet, und es wurden kurz vor Beginn noch weitere Stühle aufgestellt.

In der Tat war es eine prominente Runde, die Aeschbacher in seiner ruhigen und einfühlsamen Art befragte. Dabei entlockte er ihnen ebenso amüsante wie intime Anekdoten. Die Zuhörerinnen und Zuhörer erhielten Einblick in das Leben und die Arbeit in der Politik, im Journalismus, in der Spitzengastronomie und im Fernsehen. Indem Aeschbacher mit den fünf Gästen per Du sprach, gelang es, Distanz zwischen den Gesprächspartnern zu vermeiden, die bei einem Gespräch per «Sie» wohl entstanden wäre.

Den Auftakt machte alt Regierungsrat Erich Straumann. Von ihm wollte Aeschbi wissen, wie er es als einfacher Bauer aus Wintersingen in die Regierung geschafft habe. Straumann berichtete von seiner Jugend als Bauernsohn, der sich schon früh im Dorf, erst im Musikverein, dann im Gemeinderat engagierte. «Es sollen nicht nur Studierende Politik machen», habe er sich gesagt. Und als er, ge-



Sassen im Altersheim zum Eibach in Gelterkinden vor 240 Personen: Erich Straumann, Sven Wassmer, -minu, Kurt Aeschbacher, Adolf Ogi, Monika Fasnacht (von links).
Bild Thomas Immoos

rade Landratspräsident geworden, zum SVP-Regierungsratskandidaten nominiert wurde, sei gar kein Rücktritt aus der Regierung angestanden. Als dann überraschend doch jemand zurücktrat, hätten sich wohl einige gesagt: «Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich selber kandidiert.» Nach seiner Wahl in die Regierung gab er seinen Hof auf. Es sei ihm schwergefallen, die Kühe zu verkaufen, bekannte Straumann.

Einblicke in die grosse Politik

Als Kind habe sie Hundetrainerin werden wollen, gestand die frühere Fernsehmoderatorin Monika Fasnacht. Sie erschien mit ihrem Hund Chico zur Talkrunde, der bei jedem Applaus die Ohren spitzte, sich erhob und aufmerksam ins Publikum schaute. Fasnacht berichtete von ihrer Ausbildung zur Hotelière an der Hotelfachschule in Luzern, ihrer Arbeit als Sportmoderatorin bei Lokalradios und ihrer Kar-

riere beim Fernsehen, wo sie mehrere Jahre sehr erfolgreich durch Jass-Sendungen führte.

Leise Kritik übte sie an den Verantwortlichen des Fernsehens, die offenbar fanden, jemand Jüngerer müsse nun vor der Kamera stehen. Nachdem sie SRF verliess, hat Fasnacht sich dann ihren Kindheitstraum erfüllt und wurde Hundetrainerin. Aeschbi entlockte Fasnacht auch Privates, etwa die Tatsache, dass sie mit einem Mann liiert war, der ihr die Ehe versprochen hatte, obwohl er bereits verheiratet war – ohne, dass sie dies gewusst hatte.

Vom Druck, Spitzenkoch zu sein, berichtete Sven Wassmer, der mit drei Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnet wurde. «Wichtig ist, nicht die Bodenhaftung zu verlieren», hielt er fest. Ausserdem seien die Auszeichnungen nicht nur sein eigenes Verdienst, sondern das eines eingespielten Teams. Wichtig in

seinem Beruf sei, den Gästen Freude und Genuss zu bereiten. Angeregt wurde er auf seinen Reisen: «Eine fremde Kultur lernt man am besten über die Küche kennen», bekannte Wassmer. Deshalb integriere er auch heute noch gerne fremdländische Elemente in seine Kochkunst.

Als Hans-Peter Hammel kennt ihn kaum jemand, als Journalisten und Kolumnisten «-minu» ist der Basler vielen bekannt. Aeschbi gelang es, -minu sehr private Details zu entlocken. So ist er vom Gym geflogen, weil er eine Beziehung mit dem Chemielehrer hatte. Ohne Matura konnte er aber nicht bei der (damaligen) «National-Zeitung» die Ausbildung machen, weshalb er persönlich beim Verleger vorsprach, der ihn dann auch einstellte.

-minu ist seinen Eltern dankbar, dass sie Verständnis zeigten für seine Homosexualität. Er schilderte mit Schmunzeln, wie er einst im Hotelzimmer des weltberühmten Tänzers

Rudolf Nurejew in Basel gelandet war. Da der Mann aber zu stark dem Wodka zugesprochen hatte, habe er sich nur aufs Bett fallen lassen und sei sogleich eingeschlafen. Berührend schilderte -minu, wie sein inzwischen dementer Partner ihm seine Zuneigung bekundet. Angst vor dem Tod habe er keine: «Ich habe viele Menschen sterben sehen» – der Tod sei eine Erlösung, so -minu.

Alt Bundesrat Adolf Ogi bekannte, dass ihn nachdenklich stimme, was -minu über den Tod gesagt habe. Auch er, «als gläubiger Protestant», habe keine Angst vor dem Tod. Dass er gehadert habe, als sein Sohn mit 35 Jahren an einer Krebserkrankung starb, bekannte Ogi. Seine Frau, seine Tochter und er hätten danach lange gebraucht, «bis wir das Leben in den Griff bekamen».

Geholfen haben ihm Freunde seines Sohnes Matthias, mit deren Unterstützung er den Verein «Freude herrscht» gegründet hat, der Kinder und Jugendliche zu sportlicher Betätigung animieren will. Ogi gab auch einige Anekdoten aus seiner Bundesratszeit Preis und die Gäste erhielten so Einblick hinter die Kulissen der grossen Politik. So habe er den chinesischen Staatschef Jang Zemin daran gehindert, erbst ein Bankett zu verlassen, weil ihn die Rede von Ruth Dreifuss über Menschenrechte erbst hatten. «You are not leaving», habe er ihm gesagt und ihm einen Bergkristall in die Hand gedrückt.

Kurt Aeschbacher verstand es, seinen Gästen Intimes und Persönliches zu entlocken, ohne dass es peinlich wirkte. Das Publikum im Altersheim folgte mit gebannter Aufmerksamkeit. Auch für das Jahr 2026 sind weitere Talks im «Eibach» geplant, das erste am 23. April – mit noch unbekannten Gästen und Themen.

Wenn «Tiktok» zur Beratungsstelle wird

Baselbiet | Warum Jugendliche psychische Themen auf «Tiktok» verarbeiten – und welche Risiken das birgt

«Tiktok» schafft Nähe, birgt aber auch Gefahren: Medienpsychologin Ronia Schifftan erklärte an einer Orientierungsveranstaltung aus der Reihe «Wie geht's dir?», wie Jugendliche in den Sozialen Medien Rat zu mentalen Themen suchen.

Wendy Maltet

«Wie geht's dir?» fragte eine Veranstaltungsreihe in der Kantonsbibliothek Baselland am Donnerstag ein weiteres Mal. Unter dem Titel «Zwischen toxisch, narzisstisch, Trigger und AD(H)S – wie sich Jugendliche mit dem Thema psychische Krankheit auf Social Media auseinandersetzen», sprach die Medienpsychologin Ronia Schifftan darüber, weshalb Jugendliche auf Plattformen wie «Tiktok» nach Antworten auf psychische Fragen suchen – und welche Chancen und Risiken dies birgt.

Die Reihe wird gemeinsam von der Kantonsbibliothek Baselland, der Gesundheitsförderung Baselland und der Psychiatrie Baselland organisiert und möchte die Bevölkerung für einen offenen Umgang mit psychischer Ge-

sundheit sensibilisieren in einer Lebensphase im Ausnahmezustand

Um die Dynamik zwischen Jugendlichen und Social Media zu verstehen, müsse man die Jugendzeit selbst betrachten, erklärte Schifftan zu Beginn. Diese Phase sei «eine per se anstrengende Lebensphase», in der körperliche, soziale und emotionale Veränderungen gleichzeitig stattfinden. Hormonelle Umstellungen, erste romantische Erfahrungen, ein oft wechselnder Freundeskreis, der Übergang von der Schule in die Lehre sowie das Bedürfnis, sich vom Elternhaus abzulösen – all dies pralle in kurzer Zeit aufeinander.

Jugendliche bauten in diesen Jahren ihre «Säulen der Stabilität» auf: Freundschaften, Hobbys, schulische oder berufliche Orientierung und Identität. «Soziale Zugehörigkeit ist in dieser Phase zentral – und sie findet heute nicht mehr nur offline statt», sagt Schifftan. Wo früher Eltern oder enge Freundinnen und Freunde die ersten Ansprechpersonen waren, ist es heute häufig die digitale Welt, die schnelle Antworten verspricht.

Wie ernst die Lage hinsichtlich mentaler Gesundheit ist, zeigen die Daten, die Schifftan präsentierte. Pro

Juventute spricht dabei von einer «Multikrise». Die Pandemie habe diese Entwicklungen zusätzlich verstärkt: «Corona hatte einen Brennglaseffekt – dort, wo bereits Belastung vorhanden war, wurde es noch schwieriger», erklärt sie.

Eine Unicef-Studie von 2021 zeigt: 37 Prozent der befragten Jugendlichen gaben an, psychische Probleme zu haben. 8 Prozent aller Befragten berichteten, bereits versucht zu haben, sich das Leben zu nehmen. Ein Drittel fühlte sich minderwertig. Besonders problematisch: 29,1 Prozent sprechen nicht über ihre Schwierigkeiten – aus Scham, aus Angst vor Reaktionen oder weil sie Hilfsangebote nicht kennen. Genau an diesem Punkt setzen Soziale Medien an: Sie wirken vertraut, niedrigschwellig – und versprechen Orientierung.

Warum «Tiktok» Orientierung gibt

Soziale Medien bedienen wesentliche menschliche Grundbedürfnisse: nach Zugehörigkeit, nach Kontrolle, nach Selbstwirksamkeit und nach Orientierung. Wer nach dem Gefühl fragt «Was ist los mit mir?», findet dort oft schnell Menschen, die ähnliche Erfahrungen schildern – häufig in direkt

verständlicher Sprache, humorvoll, alltagsnah und ohne akademische Distanz. Das schafft Nähe und senkt die Hemmschwelle, sich mit eigenen Ängsten auseinanderzusetzen.

Doch Schifftan betont auch die problematische Seite dieser Entwicklung: Ein zentrales Risiko liegt in den Algorithmen der Plattformen. Wer einmal Inhalte zu Angst, Trauma oder ADHS anklickt, erhält fortlaufend ähnliche Videos. «Man landet rasch in einer sehr engen Themenwelt», so Schifftan. Das könne den Eindruck verstärken, dass jede Unsicherheit ein Hinweis auf eine Diagnose sei.

Hinzu komme die inflationäre Nutzung psychologischer Begriffe. «Aus einer Unsicherheit wird eine Angststörung, aus Stress ein Burnout, aus einem unangenehmen Verhalten ein Narzisst», sagt Schifftan. Diese unscharfe Verwendung führe zu einer «Pathologisierung normalen Erlebens» – also dazu, alltägliche Gefühle vorschnell als krankhaft zu deuten.

Ein weiterer Faktor: Jugendliche vertrauen Influencern oft stärker als Fachpersonen. Grund dafür sind parasoziale Beziehungen – das Gefühl von Nähe, das entsteht, wenn man jemandem über Wochen oder Monate

folgt. Fachpersonen wirken im Vergleich dazu häufig distanzierter oder zu komplex. Influencer hingegen reduzieren Komplexität und sprechen die Sprache der Jugendlichen. Das mache Inhalte zugänglich, könne aber auch zu Fehldeutungen führen.

«Wir müssen mit ihnen und nicht gegen sie denken», so Ronja Schifftan über Social-Media-Plattformen wie «Tiktok». Was also tun? Sie rät von einfachen Antworten ab. Weder sei es sinnvoll, Soziale Medien zu romantisieren, noch, sie zu verteufeln. Vielmehr müsse man lernen, mit diesen Plattformen umzugehen. «Lassen Sie sich einen Abend von den Inhalten, die Ihnen angezeigt werden, berieseln. Sehen Sie, wie die Plattformen auf Sie wirken», empfiehlt sie den Eltern und Fachpersonen im Publikum. Wer verstehe, wie «Tiktok» funktioniert, könne Jugendliche besser begleiten.

Psychische Erkrankungen würden durch Soziale Medien nicht ausgelöst, betont Schifftan zum Schluss der Veranstaltung noch einmal. Der grösste Stressfaktor sei nach wie vor der Leistungsdruck. Unterstützung funktioniere am besten durch vier Dinge: zuhören, eine verlässliche Bezugsperson sein, Hilfe holen, Druck rausnehmen.